

Harald Lehmann

Mehr bekommen als gegeben – zwei Jahrzehnte Begegnungslernen

für Bissett B. Nkonga

Es war der 24. Juli 1980, als ich erstmals ein Flugzeug Richtung Zambia bestieg. Zusammen mit 11 LehrerInnen aus dem nördlichen Ruhrgebiet bereiste ich im Rahmen eines von mir organisierten Lehreraustauschprogramms vier Wochen lang das Land. Heute, nach 22 Jahren, blicke ich auf 11 weitere Besuche zurück und mindestens genauso oft habe ich zambische Gäste für jeweils mehrere Wochen beherbergt und begleitet.

In diesem Beitrag möchte ich einiges von meinen ganz persönlichen Erfahrungen mitteilen und von Veränderungen reden, die in erster Linie mich und meine Lernprozesse betreffen. Die Ausgangsfrage lautet deshalb, wodurch bin ich in der Begegnung mit Zambia und seinen Menschen bereichert oder auch verstört worden, wo haben sich meine Einstellungen geändert, welche Einsichten habe ich gewonnen?

Die Antworten sind also absichtsvoll sehr subjektiv. Wo Aussagen allgemeinerer Art gemacht werden, stützen sie sich mehr auf individuelle Erlebnisse als auf Statistiken und verdanken sich eher zufälligen Beobachtungen als gezielter Forschung. Darin liegt ein Risiko und zugleich eine Chance. Kein wissenschaftlicher Beitrag wartet auf die Leser, sondern ein Text, der vielleicht mehr über die Entwicklung des Autors als über die Zambias sagt.

‘Clash of Cultures’ – mehr als nur andere Sitten

Meine erste Mahlzeit in einem zambischen Haus nahm ich am Tag nach der Ankunft in Lusaka ein, es war ein Sonntag. Zusammen mit zwei deutschen LehrerInnen war ich zum Gottesdienst in einer der größten protestantischen Kirchen, St. Paul’s, und anschließend zum Mittagessen bei Pfarrer Siatwinda eingeladen. Nur er saß mit uns bei Tisch, Frau und Kinder warteten in der Küche. Ein kleines Huhn war zerteilt worden und wenige Stücke wurden auf dem Teller herumgereicht, neben Brust und Schenkeln lag der Magen des Tieres. Unsicher, ob meine Gefährten den mögen würden, nahm ich ihnen die Entscheidung ab und griff danach. Als das Essen dem Ende zuging, ließ der Gastgeber beiläufig in die Konversation

einfließen, dass der Hühnermagen normalerweise vom Hausherrn dem Ehrengast auf den Teller gelegt würde, aber das hätte ich ja schon selbst in die Hand genommen. Patsch – der erste Tritt ins Fettnäpfchen war getan, dem noch zahllose weitere, die meisten vermutlich unbemerkt, folgen sollten.

Regelverstöße dieser Art gibt es ständig auf beiden Seiten, aber sie sind es nicht, die den Dialog manchmal so schwierig machen. Normalerweise kann man über einen solchen Fauxpas nach kurzer Irritation lachen und man lernt im Laufe der Jahre, sich den Gepflogenheiten besser anzupassen.

Problematischer sind Verhaltensweisen, die wir uns nicht mit dem knappen Verweis auf Landessitten erklären können. Ich will ein Beispiel anführen. Unsere erste Reise führte die Gruppe u.a. nach Süden ins Gwembe-Tal, in ein Entwicklungsprojekt der Gossner Mission¹. Unsere Gastgeber vom zambischen Christenrat hatten uns ein Fahrzeug nebst Fahrer zur Verfügung gestellt. Weil der sich verspätete, drängte die Zeit. Als er endlich eintraf, bejahte er meine in der Hektik eilig vorgebrachte Frage, ob er den Weg wisse, und wir starteten am frühen Nachmittag. Ab 18 Uhr fuhren wir in der Dunkelheit mehr oder minder ziellos umher, um ca. 22 Uhr stellte sich im Gespräch heraus, dass er in dieser Gegend noch nie gewesen war und nicht einmal ungefähr wusste, wohin wir zu fahren hatten. Wir waren empört und suchten in der Empörung nach Erklärungen seines Verhaltens, die sich zwischen Bewertungen wie Dummheit, Selbstüberschätzung und Gleichgültigkeit bewegten. Erst viel später habe ich begriffen, dass ich ihn zur ‚falschen‘ Antwort durch mein Verhalten ‚gezwungen‘ hatte. Indem ich ohne klärendes Gespräch und im Kommando-Ton das Startzeichen gab und in meiner Frage deutlich erkennen ließ, dass er das Ziel ja wohl kenne, blieb ihm keine andere Wahl, als eine positive Antwort zu geben.

Die nur vage angemessen zu beschreibende Kommunikationsregel lautet: unangenehme Wahrheiten sagt man dem anderen nicht einfach ins Gesicht. Wenn man jemandem einen Wunsch abschlagen, ihm in der Sache widersprechen oder ihm eine schlechte Nachricht überbringen muss, so geschieht das vorsichtig, umschreibend und nach Möglichkeit nicht auf direktem Weg.

Bei einem Freund aus dem Volk der Tonga, er war langjähriger Schulleiter einer weiterführenden Schule und durchaus mit den Gepflogenheiten heutigen Lebens vertraut, ist mir das einmal beispielhaft deutlich

¹ Siehe Anmerkung 3 auf Seite 9

geworden. Einer seiner Söhne hatte eine Beziehung zu einem Mädchen, das schwanger geworden war. Ihre Eltern erschienen in seinem Haus und brachten den Fall vor. Der Sohn wurde dazu gerufen und stritt alles ab. Nachdem die Eltern des Mädchens gegangen waren, offenbarte sich der Sohn der Mutter, die es dem Vater ‚schonend‘ beibrachte. Allen Beteiligten war dabei der richtige Sachverhalt von Anfang an klar. Aber es hätte sich unter keinen Umständen gehört, dem Vater, noch dazu in Anwesenheit der Besucher, die unangenehme Wahrheit ins Gesicht zu sagen. Wir würden im deutschen Kontext vermutlich ganz anders urteilen und den Sohn zur Rede stellen, weil er uns in Gegenwart anderer offenkundig belogen hätte.

Im Laufe der Jahre habe ich gelernt, sensibel auf die Antworten meiner zambischen Gesprächspartner zu hören. Wenn bei der Verabredung eines Termins die Zusage mit Einschränkungen versehen wird, brauche ich ihn mir meist nicht zu notieren. Wenn ich auf eine brieflich vorgetragene Bitte keine Antwort bekomme, kann ich mir das mahnende Schreiben und die damit gegebenen Peinlichkeiten ersparen.

Es ist allerdings auch in Afrika nicht so, dass alle Menschen sich in ihrem Verhalten gleichen. Und auch Lernprozesse verlaufen nicht einseitig. Nach 20 Jahren verstehen sich etliche meiner Freunde auch auf ‚unsere‘ Art der Kommunikation. Aber manches Missverständnis lässt sich vermeiden, wenn man die o.g. Regeln mit berücksichtigt. Ich habe mich oft geärgert, wenn nach einem Besuch afrikanischer Gäste ihre deutschen Gesprächspartner die Zambianer mit Aussagen zitierten, die diese angeblich gemacht hatten. Meist handelte es sich um die eigenen Ansichten, die man durch die Besucher bestätigt fühlte, obwohl die nur aus Höflichkeit Widerspruch oder Korrektur unterlassen hatten.

„I don’t want to live a poor life“ –

Berufsethos und die Rahmenbedingungen

“I don’t want to live a poor life”, das stand im Brief eines jungen Lehrers, der mir vor ein paar Monaten zu erklären suchte, warum er auf der Suche nach einem neuen Job war. Als ich 1980 die ersten Schulen besuchte, da standen vor den Klassen Menschen, die einen in der Gesellschaft hoch respektierten Beruf ausübten und deren Gehälter ihnen ein überdurchschnittliches Einkommen sicherten. Myron Mukonka, Leiter der Macha Secondary School (nördlich von Choma im Süden des Landes gelegen) war nicht der einzige, der uns damals noch im Privat-Fahrzeug

durchs Land fahren konnte. Wir haben etwas verwundert auf den Drill und den konsequenten Frontalunterricht geschaut und das aus unserer Sicht autoritäre Auftreten der LehrerInnen mit Fragezeichen versehen. Aber spürbar war bei den meisten ein großes Engagement und ein Stolz auf die gesellschaftliche Stellung, die sie innehatten. Ihnen war nicht nur der Respekt der SchülerInnen, sondern auch der Elternschaft sicher.

Was die Einkünfte der Lehrerschaft im Jahre 2002 betrifft, so liegen die Anfangsgehälter im Bereich der Volksschulen (wie man ‚primary schools‘ vielleicht treffender nennen könnte) bei Summen von umgerechnet ca. 50 Euro monatlich und in den weiterführenden Schulen enden sie bei maximal ca. 200 Euro. Da die Zeiten subventionierter Grundnahrungsmittel seit der Regentschaft Kenneth Kaundas vorbei sind, ist mit solchen Beträgen für viele nicht einmal die ausreichende Versorgung der Familie mit dem Nötigsten gesichert. Wer Kinder hat, kann deren Ausbildung vom Lehrergehalt jedenfalls nicht finanzieren. Auch wenn die Regierung nach den letzten Wahlen das Schulgeld für die ersten 7 Klassen abgeschafft hat, so sind die Gebühren für Secondary Schools oder gar Colleges oder Universitäten ohne Zusatzeinkommen nicht zu bestreiten, von angemessener Kleidung und anderen Dingen des täglichen Bedarfs ganz zu schweigen. Es darf von daher nicht wundern, wenn viele LehrerInnen nicht nur mit ihren Gedanken heute oft anderswo als bei ihren Klassen sind. Viele verlassen unter Vorwänden und mit stillschweigender Billigung ihrer nicht anders handelnden Vorgesetzten oft tagelang ihren Arbeitsplatz um sich zusätzliche Einkommensquellen zu erschließen.

Aber es gibt auch die anderen, auf die nur mit Bewunderung und Hochachtung zu schauen ist. Bei einem meiner letzten Besuche stand ich in einer kleinen Dorfschule, deren vier Räume mit Elternhilfe erbaut waren und die bis auf einen so trostlos, weil weitgehend ohne alle Ausstattung, aussahen wie die meisten anderen auch. Aber eines dieser Klassenzimmer fiel gänzlich aus dem Rahmen. Die Wände waren dekoriert mit Schülerarbeiten unterschiedlichster Art und von der Decke baumelten Mobiles aus selbstgemachten Unterrichtshilfen wie Landkarten und anderen aufgerollten Schautafeln. Vorne stand ein junger Lehrer, der erst vor kurzem seine Ausbildung im Teacher Training College in Livingstone beendet hatte. Ich weiß nicht, wie lange man in dieser Weise gegen den Strom schwimmen kann. Noch hatte er keine Familie, um die er sich sorgen

musste. Der Zusammenhang zwischen Berufsethos und Rahmenbedingungen ist jedenfalls ersichtlich.

Im Laufe der Jahre ist mir immer deutlicher geworden, dass sich Zambia im Bildungsbereich in einem Teufelskreis (vicious circle) befindet. Wenn die Hälfte der Bevölkerung unter 16 Jahre alt und damit zu beschulen ist, verschlingt dieser Sektor einen immensen Teil der Staatsausgaben, für die entsprechende Einnahmequellen nicht vorhanden sind. Andererseits hängt an der Bildung und Ausbildung der nachwachsenden Generation die Zukunft des Landes. Ohne qualifizierte Lehrkräfte ist die nicht zu sichern und ohne annähernd angemessene Gehälter sind die nicht zu gewinnen.

Zwischen 1980 und 2000 ist der Prozentsatz der schulpflichtigen Kinder, die Schulen besuchen, von ca. 95 % auf unter 70 % gesunken. Verantwortlich für diese Entwicklung war die Einführung von Schulgebühren in Kombination mit sichtbaren Qualitätseinbußen. Viele Eltern fragten sich, warum sie Geld investieren sollten in die Ausbildung ihrer Kinder, wenn vor allem in ländlichen Gebieten so etwas wie geregelter Unterricht gar nicht stattfand. Wenn auch nach Jahren des Schulbesuchs nicht einmal die Basisqualifikationen des Lesens und Schreibens und die Beherrschung der Offizialsprache Englisch erreicht waren, weshalb sollte dann das knappe Familieneinkommen dafür eingesetzt werden?

Man kann die Entwicklung des zambischen Schulwesens in den vergangenen zwei Dekaden von daher als eine des steten Niedergangs beschreiben und liegt damit sicherlich nicht falsch. Aber es ist bemerkenswert, dass einem trotz dieser Umstände immer wieder auch hoch motivierte LehrerInnen und exzellent geführte Schulen begegnen. Berufsethos und Rahmenbedingungen hängen zwar zusammen, lassen sich aber nicht unmittelbar voneinander ableiten. Es gibt viele Lehrkräfte, deren Liebe zu den Kindern und deren Interesse an der Vermittlung von Bildung sich auch unter schwierigen Konditionen bewährt. Die Begegnung mit solchen Menschen zählt zu den bereichernden Erfahrungen meiner Besuche.

„Good morning, teachers!“ – Lehrerausbildung in Livingstone

“Good morning, teachers!” – so pflegte der langjährige Leiter des Lehrerausbildungsseminars in Livingstone, Abraham J. Fikoloma, morgens

die StudentInnen in der Aula zu begrüßen. Als angehende Lehrer und Lehrerinnen wurden sie angesprochen, kaum, dass sie selbst die Schulbank verlassen hatten. 1980 trugen die meisten auch noch die mittlerweile verschwundene ‚Dienstkleidung‘, den leichten Baumwollanzug bzw. das hellblaue Kleid, mit denen Lehrkräfte an Primary Schools ausgestattet waren. Sendungsbewusstsein und Stolz waren in den Augen der jungen Leute ablesbar. Vom ersten Tag ihrer Ausbildung an schlüpfen sie auch äußerlich in die neue Rolle. Damals konnte sich das DLTC (David Livingstone Teacher Training College – wie der vollständige Name lautet) aus zahlreichen Bewerbungen die besten Kandidaten aussuchen. Als nichtstaatliches Seminar in Trägerschaft des CCZ hatte Livingstone einen ausgezeichneten Ruf und hat ihn immer noch.

Aber die Zeiten haben sich geändert. Gehälter und Lebensbedingungen der Lehrkräfte (s.o.) haben dafür gesorgt, dass viele die Ausbildung eher als Übergangslösung ansehen. Der Mangel an Alternativen auf dem Arbeitsmarkt lässt manchen ein ‚Parkstudium‘ absolvieren nach dem Motto: ein Abschluss im ungeliebten Beruf ist besser als gar keine Qualifikation. Änderungen in der Studienordnung haben in den letzten Jahren für zusätzliche Probleme gesorgt. Bis Ende der 90er Jahre dauerte die Ausbildung zwei Jahre, die durchgängig im College verbracht wurden. Theorie und Praxis waren eng verzahnt, fachdidaktische Seminare und eigenes Unterrichten in benachbarten ‚demonstration schools‘ lösten sich ab. Für die DozentInnen war die persönliche Begleitung ein zentrales Anliegen, auf dem Campus kannte man einander gut. Der extreme Lehrermangel (zu den Ursachen ist an anderer Stelle mehr gesagt) hat den Staat zu Änderungen veranlasst, die zwar verständlich aber in ihren Auswirkungen höchst bedenklich sind. Formal dauert die Ausbildung immer noch zwei Jahre, aber im College verbringt man nur noch 12 Monate. Danach geht man als JunglehrerIn an eine Schule, an der besonderer Bedarf herrscht (meist irgendwo auf dem Lande). Gelegentliche Besuche der Ausbilder sollen der notwendigen Begleitung und Beratung dienen.

Durch diese Veränderung konnte die Zahl der Studierenden im College (das überwiegend als Internat geführt wird) verdoppelt werden. Für die DozentInnen bedeutet das allerdings, dass sie in gleicher Zeit ihre Aufmerksamkeit auch der doppelten Anzahl von Menschen schenken müssen. Der relativ kurze Aufenthalt ihrer StudentInnen am Ort lässt den

Aufbau konstruktiver persönlicher Bindungen kaum zu, zumal die Reisen aufs Land zur Betreuung während der zweiten Ausbildungsphase zusätzliche Abwesenheit bedingen.

Trotz dieser Mängel hat das DLTTTC seinen schon erwähnten guten Ruf behalten. Das hat vielerlei Gründe, zwei sollen besonders hervorgehoben werden. Einmal wäre das nach meiner Beobachtung überdurchschnittlich große Engagement des Lehrkörpers zu nennen, dessen Mitglieder sich bis an die Grenzen der Belastung einbringen und damit viel fürs Image des College tun. Die StudentInnen spüren, dass Ihnen hier eine Atmosphäre des Interesses begegnet, die sich wohltuend abhebt von vielem, was sie vorher erlebt haben mögen. Zum anderen haben langjährige Leiter wie der schon erwähnte A. Fikoloma oder sein Nachfolger Bella Choola in Zeiten des ökonomischen Niedergangs darauf hingewirkt, dass durch Eigenanstrengungen die Versorgungslage der Studierenden erheblich besser blieb als anderswo. Eine große ‚production unit‘ mit Viehhaltung (Geflügel, Rinder, Schweine und Ziegen) und Mais- und Gemüseanbau sorgt dafür, dass das Mensa-Essen einhellig gelobt wird. Das ist keine Selbstverständlichkeit in einem Land, das Hunger und Mangelernährung kennt. Außerdem sind Lehrgebäude und Internatsbereich kontinuierlich gepflegt und ausgebaut worden, so dass die Studienbedingungen in Livingstone² besser sind als irgendwo sonst.

“Smart girls say no to sex before marriage” – AIDS und die Folgen

Der Satz „Smart girls say no to sex before marriage“ steht als Überschrift auf einem Kalender für Studentinnen, den ich mir 1993 von einem Besuch in Zambia mitbrachte. Auf dem Äquivalent für die männliche Jugend lautet der entsprechende Satz übrigens „Smart boys say no to casual sex“, ein Zeichen dafür, dass man die Geschlechter in ihrem Verhalten unterschiedlich einschätzte. Aber dieser Anti-AIDS-Kalender markiert das Ende einer Zeit, in der man die todbringende Krankheit weitgehend verschwieg.

Als 1981 die ersten Fälle des später als AIDS bezeichneten neuen Krankheitsbildes in den USA beschrieben wurden, war Afrika als ein mögliches Zentrum der Epidemie noch nicht im Blick (obwohl mittlerweile

² Das DLTTTC ist seit den 90er Jahren in einer Partnerschaftsbeziehung mit dem Pädagogischen Institut der Ev. Kirche von Westfalen, an dem auch der Autor dieses Beitrags arbeitet.

die älteste gesichert dokumentierte HIV-Infektion in der Blutprobe eines Afrikaners aus dem Jahre 1959 nachgewiesen wurde). Aber schon wenige Jahre später hatte sich das geändert. Zumindest unter Entwicklungshelfern hatte es sich herumgesprochen, dass auch in Zambia das Virus weiter verbreitet war, als offizielle Stellen wahrhaben wollten. Aber Anti-AIDS-Kampagnen und das bei den Kirchen vielfach umstrittene Werben um den Einsatz von Kondomen änderten nichts daran, dass die Quote ständig stieg. Wenn heute selbst der zuständige Minister die Zahl von 20 % (Artikel in der POST vom 22. Juni 2002³) nennt, so wird man Fachleuten glauben dürfen, die eher mit 30 bis 40 % Infizierten rechnen.

Warum Verhaltensänderungen so schwierig zu erreichen sind, obwohl die Übertragungswege doch hinreichend bekannt sein müssten, darüber zerbrechen sich Experten die Köpfe und liefern diverse Erklärungsmuster, die wahrscheinlich alle für sich ein Körnchen Wahrheit in sich tragen. Ich will mit Beispielen aus dem eigenen Erleben etwas beisteuern. Seit Ende der 80er Jahre häuften sich im Kreis der Menschen, zu denen ich Kontakt hatte, die überraschenden Todesfälle, für die meist Malaria oder andere Ursachen verantwortlich gemacht wurden. 1992 starb die Schwiegertochter eines Freundes an ‚Lungenentzündung‘, eine junge Frau, die wir im Vorjahr noch ohne Anzeichen einer Erkrankung angetroffen hatten. Als drei Jahre später der Sohn zu Grabe getragen wurde, erreichte mich erstmals ein Brief, in dem die Wahrheit ausgesprochen wurde: „Yes, he died of aids of which his wife died before.“ Doch dieser Brief blieb eher die Ausnahme. Die Mehrzahl der Menschen will nicht wahrhaben, was sie doch weiß oder wissen könnte. Noch im Jahr 1999 erklärte mir ein Student die tödliche Erkrankung seines Onkels damit, dass dieser ‚verhext‘ („bewitched“) sei. Als Beweis für seine Annahme verwies er darauf, dass keines der sonst wirksamen Medikamente mehr anschlüge.

Es gibt eine nachvollziehbare Scheu vor den Konsequenzen einer entdeckten Erkrankung. Da mischt sich die Angst vor der Stigmatisierung und Ausgrenzung mit der Sorge, von Ärzten im Fall einer nachgewiesenen Infektion womöglich nicht mehr behandelt zu werden. Seit ein AIDS-Test nur noch bei Einverständnis der Patienten gemacht werden darf, wird dieser von den meisten verweigert. So kommt es, dass heute in Zambia zwar offen über AIDS geredet wird, aber selten im konkreten Fall.

³ Die Post ist die größte unabhängige Zeitung Zambias. Ihre online-Ausgabe befindet sich im Internet unter www.post.co.zm

Aberglaube, traditionelle Riten und Quacksalberei tun ein Übriges, um die Verbreitung zu fördern. Immer noch gibt es auf dem Lande Bräuche wie das ‚cleansing‘ die rituelle Reinigung der Witwe durch den Beischlaf mit dem Schwager. Gute Geschäfte macht die Zunft der traditionellen Heiler, die Rettung auch in Fällen verspricht, in denen die moderne Medizin versagt. Zu deren ‚Arznei‘ gehört nicht selten der Ratschlag an infizierte Männer, sich durch Sex mit einer Jungfrau zu heilen.

Von den zambischen Gästen, die uns seit 1981 besucht haben, sind etliche mittlerweile an dieser Krankheit verstorben. Die Statistik hat für mich Gesichter und Namen. Die sehe ich vor mir, wenn ich auf folgende Sachverhalte verweise:

Zambia bildet trotz der Verdoppelung der Zahlen in der Lehrerausbildung (s.o.) nicht genügend Lehrkräfte aus, um die durch AIDS ausfallenden ersetzen zu können.

In Zambia gibt es bei einer Gesamtbevölkerung von ca. 10 Millionen mittlerweile zigtausende von Straßenkindern, fast alle AIDS-Waisen und vielfach selbst infiziert. Noch vor zwei Jahrzehnten gab es kein einziges Straßenkind, die Großfamilie fing als soziales Netz Waisen selbstverständlich auf.

Es gibt angesichts dieser Entwicklung keinen Grund, mit einer baldigen Umkehr des Trends zu rechnen. Solange kein Impfstoff gefunden und Medikamente, die das Ausbrechen der Krankheit verhindern, für Arme unbezahlbar sind, solange wird die Spirale sich weiter drehen. Aber es gibt auch Hoffnungszeichen. Wenn Frauen in Livingstone oder Lusaka Vereine gründen, die sich für AIDS-Waisen einsetzen, wenn die Kirchen neben der missionarischen auch die diakonische Komponente ihres Auftrags verstärkt entdecken, dann sind erste sichtbare Schritte gegen den verhängnisvollen Fatalismus getan. Dass immer mehr Menschen nach meiner Beobachtung sich hier engagieren, verdient Respekt und Unterstützung.

‘The hour has come’ – Politik und demokratisches Bewusstsein

1991 war es der Schlachtruf der Bewegung für ein Mehrparteiensystem (‚Movement for Multi-Party-Democracy‘ = MMD), dieser kurze Satz von der Stunde, die gekommen sei, mit dem die Menschen in den Straßen Lusakas das Ende der Herrschaft Kenneth Kaundas herbeidemonstrierten. Nach rund 25 Jahren unter der Führung einer Partei und mindestens einem Jahrzehnt des ökonomischen Niedergangs hatte das Experiment eines

politischen Mittelwegs zwischen Kapitalismus und Sozialismus keinen Rückhalt mehr in der Bevölkerung. Besucher, die kurz vor den Wahlen für einige Wochen bei uns wohnten, schwärmten von der goldenen Zukunft, die sie sich von der neuen pro-westlichen Regierung unter Präsident Chiluba erhofften. Später haben sie sich oft an unsere eher skeptischen Bemerkungen erinnert. Kapitalismus unter Dritte-Welt-Bedingungen, so hatten wir angemerkt, sähe eher so aus wie im Nachbarland Zaire unter Präsident Mobutu.

Während dieser Beitrag geschrieben wird, bemüht sich das Land unter einem neuen Präsidenten (Levy Mwanawasa, unter fragwürdigen Umständen gewählt im Jahre 2002) die unzähligen Korruptionsaffären der Vorgängerregierung aufzuarbeiten, mit welchem Erfolg, wird sich zeigen. Aber dass es überhaupt zu Ermittlungen und Anklagen kommt, verdankt Zambia dem erneut massiven Druck der Bevölkerung, der Kirchen und des unabhängigen Teils der Presse.

Es ist hier nicht der Ort, die Politik Zambias aufzuarbeiten oder zu analysieren. Aber es gibt aus der Sicht des Autors ein positives Kontinuum in der Geschichte seit Ende der Kolonialzeit. Das ist die Identifikation der Bevölkerung mit dieser noch jungen Nation und ihre Bereitschaft, sich durchaus kämpferisch und zugleich gewaltfrei für demokratische Zustände und politische Veränderungen einzusetzen. Die gelegentlichen Versuche von Politikern, in Wahlkämpfen die ethnische Karte zu spielen und einzelne Volksgruppen wie Bemba oder Tonga gegeneinander aufzuwiegeln, hatten in Zambia immer nur sehr begrenzten Erfolg. Die im afrikanischen Kontext relativ hohe Zahl der ‚intertribal marriages‘, also der Eheschließungen unter Angehörigen unterschiedlicher Herkunft und Muttersprache, zeigt, dass der Slogan aus Zeiten der Republikgründung (‚One Zambia – one Nation‘) auf fruchtbaren Boden gefallen und im Lande unstrittig ist. Und sowohl das Ende der Präsidentschaft Kaundas wie das Chilubas verdankt sich einzig und allein der Zivilcourage der Menschen, die bewiesen haben, dass sie ganz überwiegend immun sind sowohl gegen fatalistische Haltungen wie gegen Hasspredigten.

Während Nachbarländer wie die Kongo-Republiken, Mosambik oder Zimbabwe Jahrzehnte des Bürgerkriegs hinter sich haben und Diktatoren Anarchie und Chaos hinterließen, steht Zambia vergleichsweise stabil in der politischen Landschaft. Unsere oft sehr heterogen zusammengesetzten Besuchergruppen zeigten meist eine bemerkenswerte Offenheit in

politischen Diskussionen und eine Gesprächskultur, die geprägt war von Geradlinigkeit und Toleranz. Das lässt hoffen für die Zukunft eines Landes, dessen Probleme gleichwohl Ausmaße haben, die man sich in Mitteleuropa kaum vorzustellen vermag.

What good is it for? – eine subjektive Bilanz

Zwei Jahrzehnte enger Kontakte mit Zambia und Zambianern – immer mal wieder stellt man mir und stelle ich mir selbst die Frage nach dem Ertrag der Besuche und Begegnungen. Schließlich ist in die Organisation und Gestaltung der Austauschprogramme und Partnerschaftsbeziehungen, für die ich seit gut zwei Jahrzehnten verantwortlich zeichne, viel Kraft, Zeit und Geld geflossen. Ist es mehr als nur eine besonders exotische Form des Ethno-Tourismus, wie Kritiker meinen mögen? Gibt es bleibende Wirkungen, die weiter reichen als die Erinnerungen an den afrikanischen Abendhimmel oder zu Herzen gehende Chorgesänge? Ein paar Antworten, denke ich, lassen sich meinem Beitrag bereits entnehmen. Ich will aber einige Gedanken anhängen, die über das bisher Gesagte hinausgehen.

Wer in Kreisen verkehrt, die sich dem Engagement für die früher so genannte Dritte Welt verschrieben haben, dem begegnet oft ein idealisierendes Bild von vermeintlich dort lebenden Menschen, die traditionellen Werten verpflichtet sind, in stabilen familiären Beziehungen leben und sich auch unter schwierigen Rahmenbedingungen Würde bewahrt haben. Es ist, provokant und plakativ formuliert, das Zerrbild vom ‚edlen Wilden‘ das als Gegenbild zur kritisierten eigenen konsumorientierten Lebenswelt entworfen wird. Ich will nicht verhehlen, dass ich anfangs vor der Gefahr nicht gefeit war, solchen Zerrbildern auch zu erliegen. Sie sind auch deshalb problematisch, weil sie in konkreten Begegnungen unweigerlich zu Ent-täuschungen führen müssen. Mir ist heute klar, dass in den Elendsvierteln Lusakas die ‚besseren Menschen‘ so wenig heranwachsen wie in den Obdachlosensiedlungen unserer Großstädte. Und hier wie dort brauchen sie voraussetzungslose Zuneigung und Zuwendung, wenn ihre Lebensperspektiven sich verbessern sollen. Menschlichkeit kennt keine Vorbedingung, die da heißt, das Opfer beklagenswerter Zustände habe sich der Hilfe erst würdig zu erweisen. Diese Einsicht ist bei mir im Begegnungsprozess gewachsen und hat auch zu Veränderungen im entwicklungspolitischen Bewusstsein geführt (Stichwort: Entschuldungskampagne).

Ich verdanke den Erfahrungen in Zambia aber auch Einsichten, die mich die eigenen Traditionen besser verstehen lassen. Als Christ und Theologe lese ich z.B. biblische Texte anders als früher. Was ein ‚blinder Bettler‘ im Kontext der damaligen Sozialstruktur gewesen ist, das kann ich mir erst vorstellen, seit ich seine Leidensgenossen auf den Märkten in Kitwe oder

Lusaka gesehen habe. Und die kümmerlichst ausgestatteten Dorfschulen (das gilt für Personal, Mobiliar und Sonstiges) im Gwembe-Tal dürften sich nicht allzu sehr unterscheiden von mancher Dorfschule Deutschlands in vergangenen Jahrhunderten. Wer's nicht glaubt, der lese einfach Schilderungen der Lebensverhältnisse in Glaucha bei Halle, die August Hermann Francke dazu brachten, Ende des 17. Jahrhunderts sein Waisenhaus und seine Bildungseinrichtungen auf den Weg zu bringen.

Wichtiger als alles andere aber sind mir die Freundschaften, die aus den Begegnungen seit 1980 erwachsen sind. Was immer ich weiß oder über Zambia und seine Menschen zu wissen meine, ich verdanke es den Gesprächen, in denen Freunde sich mir geöffnet haben. Was sie mir mitgeteilt haben über ihre Familiensituation, über Initiationsriten ihrer Jugendzeit, über Hintergründe privater und politischer Entwicklungen – all das wäre undenkbar ohne die Erfahrung gegenseitiger Zuneigung und Achtung. Und gleichzeitig ist mir in dem Bemühen, ihnen unser Land zu zeigen und unsere Traditionen verständlich zu machen, die eigene Identität bewusster geworden. Es sind eine Reihe stabiler und belastbarer Freundschaften entstanden, seit Bissett Nkonga als erster Gast 1981 den Fuß über die Schwelle meiner Wohnung setzte. In seinem letzten Brief, der mich kürzlich erreichte, schrieb der mittlerweile 80jährige, dass unsere Begegnungen für ihn eine Quelle glücklicher Erinnerungen seien. Ich will diese Wertung aus meiner Sicht gern bestätigen. Ja, Bissett, dich und andere getroffen und dir und ihnen nahe gekommen zu sein, hat mein Leben reicher gemacht.